

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 5

Artikel: Hochhäuser mit Herz
Autor: Uehlinger, Hansjörg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079205>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hochhäuser mit Herz

Von Hansjörg Uehlinger, Leiter des Gemeinschaftszentrums Tscharnergut, Zentralleiter der Bernischen Vereinigung für Gemeinschaftszentren

230 Franken Mietzins, alle Nebenkosten inbegriffen, das bezahlt heute eine Familie für ihre moderne 3½-Zimmer-Wohnung im Tscharnergut, der Satellitenstadt im Westen Berns. Vor zehn Jahren, als die ersten Bewohner in die riesigen achtsstöckigen Blöcke einzogen, lagen diese Preise noch günstiger. Trotzdem wollte damals kaum jemand hier wohnen. In den Zeitungen war die Rede von zukünftigen Slums, von Vermassung, von Brutstätten der Kriminalität, die man da künstlich schaffe. Dem doch eher konservativen Berner war eine Riesenüberbauung für 5000 Leute ungewohnt und damit suspekt. Zudem standen die ersten Betonklötze in einer Stein- und Dreckwüste. Keine Bäume, kein Rasen gaben ein freundliches Bild. Nur Idealisten, die sich vom Neuen begeistern ließen, und Wohnungssuchende, die nirgends einen andern Unterschlupf finden konnten, zogen hinaus ins Tscharnergut. Nicht alle Wohnungen wurden daher auf Anhieb vermietet.

Als dann aber sechs Jahre später das letzte Haus der Siedlung – es war eines der fünf Hochhäuser, die zu den acht Scheibenhäusern gekommen waren – zum Beziehen bereit stand, mußten Hunderte von angemeldeten Familien abgewiesen werden. Es hatte sich mittlerweile herumgesprochen, daß man im Tscharnergut nicht nur sehr preisgünstig, sondern auch sehr praktisch und angenehm lebt.

Räuberbanden im Beton-Slum?

Für einen Großteil der Stadtberner wäre es trotzdem noch immer ein Alptraum, in die neue Weststadt zu ziehen. Wer etwas auf sich hält, wohnt sowieso nicht im Westen. Das alte Dorf Bümpliz war nach seiner Eingemeindung im Jahre 1919 noch vermehrt zur Heimat der Industrie-Arbeiter geworden. Nach dem Zweiten Weltkrieg galt es als Hochburg der Partei der Arbeit; heute stellen die Sozialdemokraten die absolute politische Mehrheit. Der Dorfteil Bethlehem – der Name kommt von einer mittelalterlichen Prozessionsstation – hat für

seine neuen Betonstädte Tscharnergut und Gäbelbach diesen Ruf geerbt.

Dazu kommen nun noch alle die Räubergeschichten, die kaum auszurotten sind: Da wird erzählt, wie einem der Braten aus der Pfanne gestohlen werde, weil Laubengänge die Mitbewohner an der Küche vorbeiführen. Da munkelt man, die Polizei gehe dauernd ein und aus. Und dabei wohnen doch fast in jedem Haus ein Paar Polizisten; es bleibt ihnen gar nichts anderes übrig, als aus- und einzugehen! Wer heute durchs Tscharnergut spaziert, wird keineswegs den Eindruck eines Slums haben. Keine wilden Banden von Jugendlichen terrorisieren das Quartier, keine Abfallhaufen zieren die Wege.

Nicht jedermann kann im Tscharnergut eine Wohnung erhalten. Die Stadt stellt Bedingungen. Sie hat den Boden zu sehr günstigen Baurechtszinsen drei Siedlungsgenossenschaften überlassen und mitgeholfen, die Bankkredite zu verbilligen. Nur Familien mit Kindern dürfen in den 3½ bis 5½-Zimmer-Wohnungen berücksichtigt werden. Zudem muß man mindestens seit zwei Jahren in der Stadt ansässig sein. Dies hat zum Beispiel zur Folge, daß nicht sehr viele Gastarbeiterfamilien hier wohnen. Eine andere Folge ist die große Zahl der Kinder, nämlich doppelt so viele wie im städtischen Durchschnitt. Und weil alle Familien innert weniger Jahre zugezogen sind, ist die Masse der Jungmannschaft im gleichen Alter. 1975 werden dann rund tausend (!) Teenager diese 125 000 m² bevölkern. Zwei Kindergärten und vierzehn Klassenzimmer wurden geplant, heute sind fünf Kindergärten in Betrieb, und bei den Klassenräumen reicht die doppelte Zahl nicht aus. Provisorische Pavillons und die Schulhäuser der Nachbarquartiere müssen aushelfen.

Zum Glück sind die Grünflächen und Spielplätze großzügig angelegt. Abstände von 100 Metern von Block zu Block lassen genügend Raum frei. Schlittelhügel und Trottinett piste sind neben dem Tierpark des Gemeinschaftszentrums spezielle Attraktio-

nen. An einem sonnigen, schulfreien Nachmittag wimmelt es auf den unzähligen Spielplätzen. Kleinere und größere Kinder spielen, schreien, zanken und versöhnen sich wie alle Kinder auf dieser Welt. Vielleicht sind die unseren etwas lauter. Vielleicht haben sie allerhand neue Spielregeln, unterscheiden nicht mehr so genau nach mein und dein und benützen daher des Nachbars Trottinett, wie er hemmungslos ebenfalls ein fremdes gebraucht. Sie haben nicht mehr so viel Respekt vor Blumenrabatten. Aber ist es nicht schön, in einem Quartier herumtollen zu dürfen, das keine Tafeln mit «Betreten verboten» kennt, Rasen hat zum Spielen und nicht zum Präsentieren, Büsche und Anhöhen zum Indianerlen und erst noch keinen Verkehr? Eine Ringstraße führt rund um die Siedlung. Die Mütter können ihre Kleinen in die Läden, in die Schule, in den Kindergarten, in die Bibliotheken oder irgendwohin schicken, ohne daß sie einen Verkehrsweg überqueren müssen.

Wer wohnt nun bei uns im Tscharnergut? Durchschnittsbürger aller Herkunft und aller Berufe, aber keine Vertreter der oberen Zehntausend; in einem Hochhaus 220 Studenten und eine Anzahl Invalide in Wohnungen und in einem Heim. Durch den Bau und den Verkauf von achtzehn Einfamilienhäusern mitten im Quartier versuchten die Baugesellschaften zwar eine Mischung des Bevölkerungsmilieus, aber dies ist bei 1120 Wohnungen doch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Neuüberbauungen sollten auf keinen Fall nur einseitige Besiedlung zulassen. Das wirkt sich nämlich nachher auch in vielen andern Belangen aus. Wie sollen Kinder lernen, Rücksicht auf alte Leute zu nehmen, wenn mangels Kleinwohnungen gar keine da sind? Wer soll sich mit der politischen Führung befassen und in Vereinsvorständen wirken? Wer soll den Hausbesitzern gegenüber als Sprachrohr wirken, wenn nur wenige Leute im Quartier wohnen, die von ihrer Ausbildung und ihren Fähigkeiten her dazu in der Lage sind?

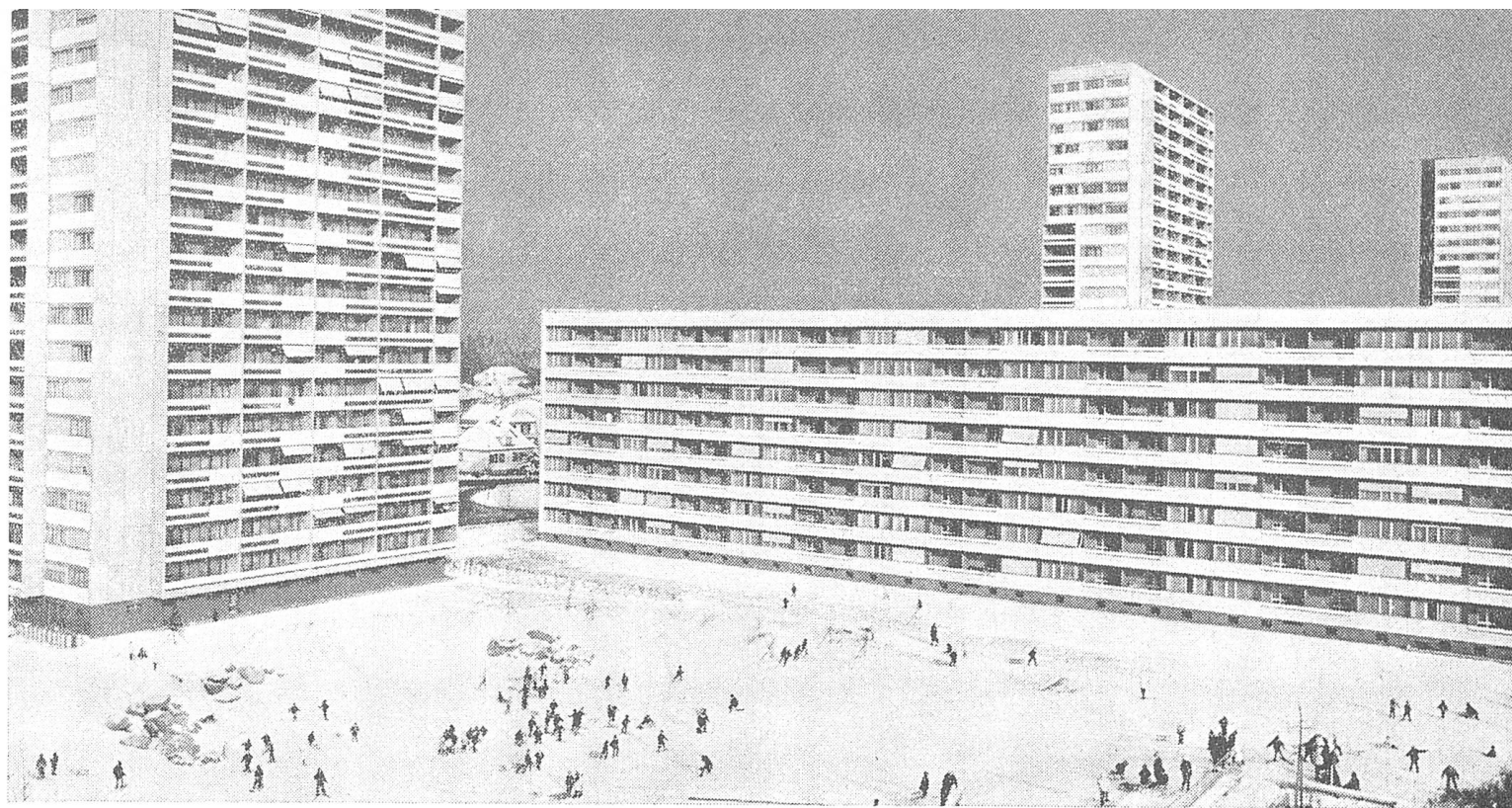


Foto Christian Moser

Wer die Bedingungen der Stadt nicht mehr erfüllt – das heißt, wer die Einkommensgrenze überschreitet oder keine Kinder mehr daheim hat – muß sich nach einer anderen Wohnung umsehen, und da es im Tscharnergut nur sehr wenige Zweizimmer-Wohnungen gibt, ist der Verbleib im Quartier fast unmöglich. Diese Situation läuft allen Bestrebungen zur Weckung eines gewissen Heimatgefühls und Gemeinschaftssinnes diametral entgegen. Wer engagiert sich schon fürs Quartier, wenn er weiß, daß er es in wenigen Jahren verlassen muß?

Großzügige Planung

Trotzdem gibt es heute im Bethlehem-Quartier, das mit dem Tscharnergut zusammen rund 12 000 Einwohner zählt, etwa sechzig verschiedene Vereine, Arbeitsgruppen und Jugendorganisationen. (Früher, als die Neubauten noch nicht standen, kannte man nur drei musikalische und einen sportlichen Verein.) Daß dies möglich wurde, ist vor allem das Verdienst der weitsichtigen Architekten und der verständnisvollen Bauherren. Als sie sich nach Zürich zum Freizeitdienst der Pro Juventute begaben, um über Spielgeräte, Größe der Sandplätze usw. Auskunft zu erhalten, ließen sie sich von der Idee einer eigentlichen Freizeitanlage begeistern.

Damals wurde gerade die Hygiene- und Sportausstellung in Bern geplant,

und die Stadtväter konnten gewonnen werden, eine solche Anlage für die Ausstellung erstellen zu lassen, mit der Absicht, sie nachher ins Tscharnergut zu verpflanzen. Bei der Finanzierung haben die Pro Juventute und andere gemeinnützige Institutionen, wie auch die Kirchen und die Gewerkschaften, tatkräftig mitgeholfen. So kamen wir zu einer großzügigen Anlage, und bereits wird auch in andern Quartieren unter der Obhut der Bernischen Vereinigung für Gemeinschaftszentren und Freizeitanlagen ähnliches geplant.

Zentrum ist der Saalbau mit einem vorläufig noch alkoholfreien Restaurant, Sitzungszimmern und einem Mehrzwecksaal für etwa 200 Personen. Daneben steht das Bibliotheksgebäude. Es ist die von der Jugend am meisten frequentierte Bibliothek der ganzen Stadt, aber auch die Erwachsenen benützen sie rege. Von den 9000 Bänden ist etwa ein Drittel im Umlauf. Ein weiteres Gebäude beherbergt die Freizeitwerkstätten: Schreinerei, Mechanikerwerkstätte, Bastelraum, Druckerei, Webstube und Elektronikbastelraum. Dazu kommen große Lagerkeller, wo das benötigte Material zum Verkauf bereitgehalten wird und auch angefangene Arbeiten eingelagert sind. Zwischen diesen drei Gebäuden liegt der Tierpark. Da tummeln sich ein Eselchen, Geißlein, Schafe, Hühner, Enten, Gänse, Pfauen, Tauben und sogar zwei Äffchen

und ein paar Schildkröten. In den Volieren hausen einheimische und fremde gefiederte Freunde.

Für den ganzen Betrieb zeichnet ein Leiterteam verantwortlich, das aus zwei vollamtlichen Leitern und einigen Hilfskräften besteht. Sie sind dem Verein Gemeinschaftszentrum Tscharnergut unterstellt, der von Organisationen, Vereinen, Behörden und Einzelpersonen aus dem Quartier gebildet wird. Die Finanzen kommen zu einem Teil von den Mietern, die alle einen Franken pro Monat mit ihrem Mietzins bezahlen; den weitaus größten Teil aber steuert die Stadt bei.

Basteln, Kochen, Turnen, Musizieren...

Machen wir doch einmal einen Abendspaziergang durch diese ganze Anlage. Im Saal hat das «Forum Bethlehem», ein kleiner Kreis von kritischen Idealisten, ein Podiumsgespräch organisiert. Kommen an solche Veranstaltungen normalerweise nicht sehr viele Leute, weil man ja daheim am Fernsehen alles näher, besser und billiger haben kann, so ist bei einer echten kontradiktorischen Auseinandersetzung doch immer ein ganz ansehnliches Häuflein Zuhörer anzutreffen. Im einen Sitzungszimmer wird Schach gespielt, im andern tagt ein Vereinsvorstand. Aus dem Keller tönt Musik; eine Band ist am Üben. Auch nebenan in der Bibliothek ist etwas los: Zwar werden jetzt keine Bücher mehr

Warum gurgeln? Weil

dann Mund, Hals und Zähne gesund bleiben, besonders wenn Sie immer einige Tropfen Trybol Kräuter-Mundwasser dazu verwenden.

Pflegevorschule «Belmont» Montreux

Das ideale Welschlandjahr für angehende Krankenschwestern. Französischunterricht in Gruppen, Allgemeinbildung, Hauswirtschaft, häusliche Krankenpflege, Säuglingspflege, Vorkurs für die Krankenpflegeschule, Sport und Wanderungen.

Kursbeginn: 13. April 1970

Nähere Auskunft erteilt die Leitung der Pflegevorschule «Belmont»
1820 Montreux, Tel. 021 61 44 31



**Glücklich
das Brautpaar,**

**das bei
Möbel-
Pfister
wählt!**

**Aussteuer-Schau 70 —
einfach bezaubernd!**

8a

Möbel-Pfister

SUHR b. Aarau, Zürich, Basel, Bern, St. Gallen,
Biel, Lausanne, Genf, Delsberg, Neuenburg,
Winterthur, Zug, Luzern, Bellinzona

Hochhäuser mit Herz

ausgeliehen, aber die Volkshochschule benützt den Raum für einen Kurs. In den Werkstätten ist überall Betrieb. Wer etwas herstellen oder etwas flicken möchte oder auch nur einen Ratschlag für sein Hobby braucht, der ist hier an der Arbeit oder versucht, mit dem Leiter oder einem seiner freiwilligen Helfer ins Gespräch zu kommen. Nebenan im Schulhaus passiert ebenfalls allershand: In der Turnhalle und auf dem Turnplatz tummeln sich Gruppen, im Handarbeitszimmer hat die Frauenschule einen Nähkurs organisiert, in der Schulküche sieht man kochende Männer, und drunten aus dem Keller ertönt wiederum Musik. Dort ist das Dorado der Jungen: Sie haben die großen Zivilschutzkeller nach ihrem Geschmack ausgebaut. Einen ähnlichen Betrieb würde man auch etwas weiter in den Kirchgemeindehäusern der reformierten und der katholischen Kirchen finden.

Zwischen dem Gemeinschaftsleben in einem alten Quartier und dem, was wir soeben auf unserem abendlichen Rundgang durch Bethlehem erlebten gibt es eigentlich keinen großen Unterschied. Wohl sind vielleicht statt traditioneller Vereine einige Gruppen an der Arbeit, die sich mit neuen Ideen befreundet haben, so etwa dem «Stadion der offenen Tür» (frei organisiertes Turnen ohne Vereinszugehörigkeit). Aber sonst ist doch eigentlich alles ganz ähnlich. Bei den Jugendorganisationen finden wir Jungschar, Pfadfinder, Jungwacht, Blaukreuzjugend, Guttempler, kirchliche Gruppen, freie Jugendclubs, Beatbands, Kinderorchester, Jungturner und andere mehr, um nur in dieser Sparte etwas von der vorhandenen Vielfalt aufzuzeigen. Wir haben die oft gehörte These nicht übernommen, die althergebrachten Jugendorganisationen hätten ausgespielt, man müsse sie durch neue Ideen ersetzen. Die Praxis hat bewiesen, daß wir recht behielten. Wenn die nötigen Hilfsmittel, wie Lokale, Informationsmöglichkeiten, Arbeitsmaterial und Aufmunterung für die Führer, da sind, dann leisten diese heute

so gute Arbeit wie eh und je.

Interessant wäre der Vergleich mit einem anderen neuen Quartier, das kein Gemeinschaftszentrum besitzt. Hier würde wohl der Unterschied augenscheinlich. Wer könnte überhaupt wirken, wenn keine Räume zur Verfügung stehen? Wer würde sich die Mühe nehmen, die fehlenden Organisationen heranzuziehen oder neu aufzubauen, wenn es niemand von Amtes wegen tut? Wer würde für Koordination sorgen und die verschiedenen Gruppen an einen runden Tisch einladen zur Besprechung der gemeinsamen Anliegen? Rückblickend sind wir froh über unseren Optimismus, denn wir hätten sonst unseren Stab vollamtlicher Mitarbeiter riesig aufblähen müssen, um nur all den vielen Kindern etwas zu bieten.

Ein Gemeinschaftszentrum ist keine Gvätterlschule

In mühevoller, freiwilliger Arbeit wird der «Wulchechratzer» gedruckt, redigiert und verteilt. In dieser Quartierzeitung, die heute kaum jemand mehr missen möchte, steht all das zu lesen, was die großen Zeitungen nicht bringen. Da wird ein wenig Klatsch des Quartiers geboten, da kann man seinen Kropf leeren, da erfährt man, was in nächster Zeit los ist. Der «Wulchechratzer» hat soeben seinen 8. Jahrgang begonnen. Alle drei Wochen erscheint er mit größter Regelmäßigkeit. Eine einzige Nummer in diesen vielen Jahren wurde einen Tag zu spät verteilt, weil die mit dieser Arbeit betraute Schulklasse am entsprechenden Tag auf der Schulreise war! Auch das ist nur möglich, weil von einer Stelle aus, die mit den nötigen Einrichtungen und Fachleuten dotiert ist, eine solche Arbeit immer wieder neu angeregt werden kann.

Vielerorts herrschen ganz falsche Ideen über Freizeitanlagen und Gemeinschaftszentren. Man spricht von organisierter Freizeit, von fehlendem Individualismus, vom Versuch, eine längst vergangene Idee von Dorfgemeinschaft wieder aufzubauen. Viele Leute meinen auch immer wieder, ein

solches Zentrum sei eine Sache für die Jugend. Die Bezeichnung Freizeit-anlage haben wir vor ein paar Monaten beerdigt. Im Wort Freizeit steht etwas, das wir arbeitsamen Schweizer als unwürdig und auf alle Fälle als unwichtig empfinden. Daß es nicht um die Kinderbeschäftigung geht, was auch sehr viele glauben, haben wir oben dargestellt. Wohl wäre es in einem solchen Quartier am einfachsten, sich mit den unendlich vielen Kindern zu befassen, denn sie sind für jeglichen Betrieb ansprechbar. Aber sicher ist dies nicht die erste Aufgabe eines Gemeinschaftszentrums.

In einer Neusiedlung geht es vor allem um die Integration der Erwachsenen. Sie sollen sich in erster Linie hier daheim fühlen können; die Kinder tun dies mit ganz wenigen Ausnahmen sowieso sehr rasch. Zudem wäre es gänzlich falsch, wenn die Gebäude des Gemeinschaftszentrums als eine Art Kinderhort angesehen würden. Ich gehöre zwar zu denjenigen, die der Meinung sind, die Hausfrauen sollen ruhig von Zeit zu Zeit ihre Kinder jemand anderem zum Hüten geben, sei dies nun am freien Nachmittag einer Jugendorganisation, sei es dem hier ins Leben gerufenen Kinderhütedienst, oder irgend jemandem, der Freude daran hat.

Wenn aber das Gemeinschaftszentrum den Anstrich eines Kinderhortes hat, kann es seine Aufgabe als Hilfe zur Gemeinschaftsbildung, zur Integration der ganzen Familie im Quartier nicht erfüllen. Und die dringende Aufgabe der Zukunft, die Beschäftigung der heranwachsenden Kinder, wäre damit ebenfalls blockiert: Jugendliche gehen ja kaum mehr dorthin, wo sie als Kinder verkehrten. Auch die Erwachsenen kommen nicht gerne in eine Gvätterlischule. Und doch brauchen wir vor allem sie, um beim ganzen Betrieb mitzuhelfen.

**Fritzlis Taschengeld und
Bethlis Schlafenszeit**

Mit quartiereigenen Fragen muß sich natürlich jemand befassen. So besteht



Wenn Sie es ganz schön und bequem haben wollen, dann besorgen Sie sich das begehrte Wundertischchen Caruelle. Das Caruelle-Tischchen leistet in gesunden und kranken Tagen wundervolle Dienste. Zum Schreiben, Lesen, Zeichnen, Essen, zum Tee und Kaffee trinken, zum Lernen, zum Jassen oder Bridge spielen, immer versieht es seinen Dienst.

EMBRU-WERKE 8630 RÜTI/ZH

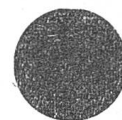
Telefon 055 4 48 44

Wählen Sie diesen Tisch als
— Ein Ostergeschenk für Sie!

Buffet Zürich **BD**

Inhaber Rudolf Candrian

Ihr Treff-



Hochhäuser mit Herz

ein Ausschuss für Jugendfragen in Bethlehem, ein Gremium, in dem Lehrerschaft, Schulbehörden, Vertreter der Kirchen, der Jugendschutzpolizei, des Jugendamtes und des Gemeinschaftszentrums zusammensitzen. Diese Kommission ist in der ganzen Stadt einmalig. Sie hat sich schon mit den verschiedensten Problemen befaßt: in letzter Zeit mit den immer mehr gefragten Tanzparties, mit dem Taschengeld und der Lohnarbeit von Schülern. Die Absicht ist, den Eltern Richtlinien zu geben. Die Familien wissen heute vielfach nicht mehr, was normal ist. Wenn Meiers Fritzli ein neues Velo hat und eine neue Uhr bekommt, weil er die Sekundarschulprüfung bestand, so kann man doch nicht dem eigenen Kind vor dem gleichen Glück stehen! Daß aber die Geschichte vom Klassenkameraden, der jeden Abend bis um zehn Uhr draußen sein dürfe, lediglich ein Wunschtraum ist, haben manche Eltern nicht gemerkt.

Eine Umfrage unter sämtlichen Familien des Quartiers, die mit Hilfe der Schule durchgeführt wurde, ergab zum Beispiel eindeutige Normen für das Taschengeld oder für die abendlichen Ausgangszeiten. Diese Resultate wurden dann in der Quartierzeitung veröffentlicht. Wir erhielten rührende Schreiben von Gastarbeiterfamilien, die sich bedankten, daß sie jetzt wüßten, was hier in der Schweiz als normal zu gelten habe. Und wenn nun im Winter vom Glockenturm das Abendgeläute um halb acht Uhr ertönt, dann sind die Schulkinder der unteren Klassen genau im Bild, was das zu bedeuten hat. Wenn sich auch nicht alle daran halten, so weiß doch jedes, was eigentlich richtig und sinnvoll wäre – und das ist schon ziemlich viel.

Individualisten werden mir nun sagen, das sei ein Eingriff in die Privatsphäre – auch solche Briefe erhielten wir. Aber wo viele Leute zusammenwohnen, geht es nicht ohne gewisse Regeln, und die individuelle Freiheit hört dort auf, wo man dem Nachbarn in die Quere kommt. Bekanntlich gibt es immer Leute, die das nicht wissen: Sie haben es nie gelernt, oder

es wurde ihnen nie auf nicht verletzende Art beigebracht.

«Herr Uehlinger, könnte man nicht in unserem Quartier eine Kleidertauschaktion organisieren, wie dies letzthin in einem Heftli beschrieben war?» Natürlich kann man das, aber wer ist dieser «man»? Das Gespräch mit einer Frau aus dem Quartier führte zur Gründung der «Arbeitsgruppe für die Winter- und Sportartikel-Tauschaktion». Jedes Jahr im November sind die Zivilschutzkeller während dreier Tage ein riesiges Warenlager. Mütter bringen die zu klein gewordenen Skiausrüstungen. Manchmal wechseln die Dinge schon unter der Türe die Hand, sonst werden sie von den freiwilligen Helferinnen in Empfang genommen, angeschrieben und sortiert. Am letzten Abend kann man das Geld oder die nicht verkaufte Ware abholen. 12 000 Franken betrug letztes Jahr der Umsatz der Kasse, und dabei sind alle Direktverkäufe nicht berücksichtigt. Immer wieder ertönt die Bitte, diese Aktion möchte doch mehrmals im Jahr gestartet werden. Das würde aber dauernd zur Verfügung stehende Lagerräume bedingen.

Noch eine ganze Reihe anderer Arbeitsgruppen haben sich im Laufe der Jahre gebildet: Kinderhütendienst, Heißluftballonwettfliegen, Laternenwettbewerb, Jugendtanz, Sauberkeitsaktion und andere. Erfreulich ist, wie sich immer wieder Leute finden, die spontan mitmachen, wenn es um eine gute Sache geht. Das ist ja die hauptsächlichste Aufgabe des Gemeinschaftszentrums, daß es Ideen aufnimmt und diese weitergibt, daß es hilft, die Bedürfnisse der Bevölkerung bewußt zu machen, und Mittel und Wege für ihre Befriedigung sucht.

Schneckenhäuser können wir uns nicht leisten

Gerne würden wir auch im Quartier eine echte Demokratie spielen sehen; noch fehlt dazu der zündende Gedanke. Ein eigentlicher Quartierverein existiert nicht. Die Leiter des Gemeinschaftszentrums, die Vereine und die

verschiedenen Komitees, vor allem aber das «Forum Bethlehem» und die «Wulchechratzer»-Redaktion nehmen sich ja der brennenden Fragen an! Diese Basis der Meinungsbildung ist aber zu schmal.

Wo funktioniert unsere Demokratie überhaupt bis ins engste Quartier hinein? In Staat und Gemeinde ist sie erprobt, aber weder am Arbeitsplatz noch für den Mieter besteht ein Mitbestimmungsrecht. Einige wenige Ansätze sind zwar vorhanden. Mit meinem noch nicht verlorengegangenen Baslermaul bin ich versucht zu sagen: «Ja, dort, wo man sich die Arbeitskräfte erhalten will.» Dem Mieter gegenüber heißt es aber überall sehr rasch: «Sie sind ja nicht verpflichtet, hier zu wohnen!»

An diesem Problem wäre noch viel herumzugrübeln. Wer nämlich dem Gefühl von Ohnmacht gegenüber dem Geschehen in der nächsten Umgebung unterliegt, der wird sich dann kaum für sogenannte große Dinge an die Urne bemühen. Das Leben ist so unendlich kompliziert geworden, und es ist so schwer, sich und anderen gegenüber einzugestehen, daß man Mühe hat, es zu meistern. Also zieht man sich in ein Schneckenhaus zurück. Und dazu sind ja die Wohnungen in einem riesigen Block oder Hochhaus bestens geeignet. Ist man jung und hat man mit den Kindern und der beruflichen Karriere wirklich genug zu tun, so ist eine solche Haltung erst recht begreiflich.

Daß es aber auf die Dauer zur Katastrophe für den einzelnen wie für unsere ganze Gesellschaft führen muß, wenn sich der Großteil der Bevölkerung so verhält, das leuchtet wohl jedermann ein. Also ist es wohl nur recht und billig, Politiker, Architekten und Bauherren aufzufordern, nicht nur für viele und preiswerte Wohnungen zu sorgen, sondern gleichzeitig für all das, was nicht lediglich zum Wohnen, sondern was zum Leben nötig ist.

